

Nr. 200. Bromberg, den 16. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Eine Stunde später schlich der Csikos an eines der hellerleuchteten Fenster der Schenke. Er sah sich in der Gaststube um. Ein eigenartiger Pfiff durchschnitt die Stille.

Der alte Radanyi hatte ihn trotz des Stimmengewirrs vernommen. Er kam heraus und blickte auf den Roßhirten.

„Was willst du?"

„Herr, was ist mit Elemer vorgefallen? Er hat sich eins der Pferde eingefangen und eine Decke als Sattel von mir geborgt. Was soll das?"

„Kümmerts dich etwa?"

„Ja, Herr! — Er sprach etwas von fortgehen und nicht wieder kommen, aber ich verstand ihn nicht."

Radanyi erschrak. Der Junge machte Ernst und war zu allem fähig. Das hatte er nicht gedacht. „Halt ihn auf, bis ich komme! Wo ist er?" rief er dem Roßhirten nach.

„Dort, wo die Felder enden und die Weiden der Pferde beginnen, nahe dem Hause meiner Großmutter!"

Radanyi nickte, ging in die Schenke, stellte frischen Wein auf den Tisch und eilte dann hinter dem Csikos her. Je näher er der angedeuteten Stelle kam, desto rascher wurden seine Schritte.

Nun sah er im Licht des aufsteigenden Mondes ein Pferd an eine der Weißdornhecken gebunden. Dicht daneben eine Gestalt, die sich bemühte, eine Decke als Sattel auf dessen Rücken zu befestigen.

Mit ein paar festen Schritten stand Radanyi neben dem Enkel.

„Was tust du, Elemer!"

Ein von Schmerz verzerrtes Knabengesicht wandte sich ihm zu. Dem alten Manne gab es einen Stich durchs Herz. Mitleidig liebevoll legte er ihm die Rechte auf die Schulter.

„Bin ich dir keine Antwort mehr wert?"

Die schlanke Gestalt richtete sich in die Höhe. „Ich tue nur, was du mich geheißen hast: ich gehe!"

„Elemer . . ."

Da brach sich das Leid in dessen Herzen Bahn: Die Worte überstürzten sich förmlich. „Ich habe geglaubt, du hättest mich aus Liebe zu dir genommen. Aber ich weiß jetzt, daß du mich nur duldetest meines Vaters wegen, aus Barmherzigkeit. — Ich will aber kein Almosen! — Auch von dir nicht! —" — Und dann ein wildes, aufbäumendes, verzweifeltes Schluchzen. „Großvater, warum sagst du mir erst heute, daß ich dir lästig bin?"

„Mir? — Lästig?" Ein Stöhnen kam aus dem Munde Radanyis. Die Lippen tonlos geöffnet, sah er den Enkel an und regte sich nicht. „Das wagst du mir zu sagen, Elemer? Frage deine Mutter, ob ich dich nur geduldet habe und ob du mir je lästig gewesen bist? Auf meinen Armen habe ich dich damals in die Pußta getragen, damit ich dich immer bei mir habe. Die sechs Wegstunden von Debreszin hierher gab ich dich nicht aus den Händen und habe jeden Tag gesegnet, an dem ich dich besitzen durfte und nun — nun behauptest du, daß du mir lästig bist!"

Er wandte sich um und ging mit hängenden Schultern nach der Csarda zurück.

Elemer starrte ihm nach! Verwirrt! Erschrocken. Was hat er gesagt? Es mußte etwas geschehen sein, das den Großvater bis ins Herz getroffen hatte. Das hatte er nicht gewollt! Das nicht. Er ließ die Zügel des Pferdes aus den Händen gleiten und sprang dem alten Radanyi nach. Mit einigen langen Sätzen hatte er ihn eingeholt. Bittend tasteten seine Finger von rückwärts nach den rauhen, rissigen des Greises. Aller Trotz, aller Zorn war aus dem jungen Gesicht verschwunden.

„Großvater!"

Radanyi verhielt den Schritt.

„Was hast du mir noch zu sagen, Elemer?"

„Dich bitten, daß du mir verzeihst! Ich will ja gehen," kam es schluchzend. „Ich will ja alles tun, was du haben willst, nur vergib mir. Ich wollte dir ja nicht wehe tun!"

Radanyi fuhr sich über die Augen. Das war ganz Blut von seinem Sohne und doch wieder nicht. Dieses weiche, empfängliche Gemüt hatte er von der Mutter vererbt bekommen. Es würde wohl einmal seine beste Habe im Leben sein.

Er nahm die zuckende Knabenhand zwischen seine große, schwielige und sprach liebevoll auf Elemer ein. „Sieh, mein Junge, du kannst es jetzt nicht begreifen, aber später wirst du einsehen, daß es nur Liebe war, die dich gehen hieß. Du nimmst ein Stück meines Lebens mit und deiner Mutter werden die Tage endlos sein, an denen sie dich nicht mehr sehen darf. Aber es muß sein, Elemer. Nicht die Liebe ist die größte, die in jeder Stunde alles gewährt, sondern das tut, war ihr am besten scheint. Du sollst später nicht sagen können: „Mein Großvater hat mir das Leben vorenthalten." Das Leben Elemer, das draußen in der großen Welt liegt, die du noch nicht kennst. Aber es wird dir gefallen! Ach, ich müßte dich ja nicht kennen, wenn es dir nicht gefallen würde!"

„Und wenn es mich nicht glücklich macht, Großvater?"

„Dann heißen vier Arme dich jederzeit willkommen hier in der Pußta!"

Elemers Augen liefen über.

„Wann willst du mich fortbringen, Großvater?"

„Das hat noch Zeit, mein Bub. Morgen werde ich zu Graf Warren hinüber gehen. Der ist ein welterfahrener Mann und wird Rat schaffen. — Und nun geh schlafen, Elemer!"

Der Junge schüttelte den Kopf. „Ich kann noch nicht schlafen! Jetzt noch nicht!" Da sah er in die sorgenden Augen des Alten. „Du brauchst dich nicht zu ängstigen, Großvater! — Wirklich nicht! — Ich komme ganz bestimmt und klopfe dir, wenn ich an deiner Stube vorübergehe. Du kannst ganz ruhig sein. — Bist du jetzt mit mir zufrieden?"

„Ja, Elemer!"

Er zog den Enkel an sich und strich ihm über die heißen Wangen. „Ich wollte dir heute etwas zum Geburtstag schenken, aber ich wußte nicht was, nun weiß ich es. Du sollst die Geige deines Vaters haben, Elemer. Sie ist das Kostbarste, das ich dir geben kann."

Elemer jauchzte auf und drückte beide Hände des Großvaters an die Lippen. „Ich danke dir! — Ich danke dir, Großvater!"

Ein Schilfsänger flötete im Röhricht, das um den Hortobagy rauschte. Elemer horchte auf. „Ich habe noch einen Weg zu machen, Großvater! Komm gut nach Hause!"

Der Alte sah ihm nach, wie er raschen Schrittes nach der Steppe hineinging, seine Gestalt wurde immer kleiner. Gedankenverloren sah er ihm nach. Er glaubte zu wissen.

wohin der Enkel ging. Das war ganz Art seiner Art. Die Zukunft zu wissen, war Zigeunerbegehren, — und doch — und doch — niemand hatte ihm, dem Alten, gesagt, daß er den einzigen Sohn so bald verlieren würde. Das Leben machte die Striche kreuz und quer, wie es ihm eben paßte. Immer wurde ein Zerrbild daraus.

Elemer lief plötzlich, was die Füße ihn trugen. Der Schilfsänger schwieg schon eine geraume Weile und die Großmutter des Csikos wartete auf ihn. Er verspürte mit einem Male eine brennende Neugierde, den Schleier von seiner Zukunft zu heben und zu sehen, wie sich sein Leben gestalten würde. Er glaubte fest an die Kunst der „Karin". Sie war bekannt, daß ihr nichts verborgen blieb. Jung und alt kam des nachts zu ihr und ließ sich die Linien der Hand klarlegen.

Wenn sie nur noch auf war. Aber auch wenn sie schon schlief, würde er sie wecken, er fand sonst keine Ruhe.

Auf einer Sanddüne, wo neben Brennesseln, Wolfsmilch und manneshohen Kugeldisteln mageres Küchenkraut sein Dasein fristete, lag die Behausung der Alten. Ein niederes, armseliges Holzwerk, mit Schilf gedeckt, der Zaun aus Erde aufgeworfen, und stellenweise, wo dieser abgerutscht war, mit Schilf durchflochten. Das regte sich leise im Abendwind und machte ein Gesicht, als ob ein Dutzend Sensen durch überreife Ähren schnitte. Vor der Tür hingen auf einem Holzpfahl braunschwarze Krüge. Zwei halbnackte, sonnenverbrannte Kinder schliefen eng aneinandergedrückt an der Schwelle. Die Pferde weideten schnuppernd, weit verstreut. Vielhundertköpfig, wie sie waren, hatte der Csikos keine leichte Aufgabe, sie immer im Zaum zu halten.

Die Stuten drängten sich liebeheischend gegen die Hengste. Dazwischen sprengte der Roßhirt sattellos auf seinem Pferde, denn die Wildheit und stete Beweglichkeit seiner Schützlinge nötigte ihn, stets beritten zu sein. Der Rücken seines Tieres war ihm Tisch, Stuhl, Bett, und gerade die Nacht, welche den anderen Hirten Ruhe brachte, brachte ihm die meiste Arbeit. Da wandern und weiden die Pferde am meisten, und er muß immer die Runde um sie machen, muß sehen, daß keine freche Diebesbande ihm das beste Stück der Herde stiehlt, daß sie bei Gewittern und Regenschauern nicht blindlings über die Steppe rasen. Er hatte das Wams von Kalbleder und den Rock darüber mit einem Ledergurt um den Leib gebunden. Dreimal wand dieser sich wie eine Schlange um die untersetzte Gestalt. Die Münzen und Metallstückchen, welche er daran hängen hatte, klirrten leise aneinander wie fein abgestimmte Schellen, als er im gestreckten Ritt zur Hütte gesprengt kam.

Zweimal war er schon hier gewesen und immer war nichts von Elemer zu sehen. Was mochte es da gegeben haben? Hatte der Junge sich mit dem Großvater überworfen? Kaum möglich. Die beiden waren stets ein Herz gewesen.

Endlich gewahrte er Elemer. Er atmete auf. Es war demnach wieder alles im Geleise.

„Guten Abend!" sagte er erfreut und sah ihm forschend ins Gesicht, um herauszubekommen, ob der alte Radanyi verraten hatte, daß er ihn aus der Schenke geholt.

Elemer schien nichts zu wissen. Das beruhigte ihn. Er wollte es mit dem jungen Herrn nicht gern verderben, denn er war allzeit gütig gegen ihn gewesen, hatte sogar schon ab und zu „Pferdeknechtdienste" für ihn gemacht, wenn er für eine Stunde zu seiner Liebsten gewollt hatte, die am äußersten Rand der Steppe wohnte.

Lächelnd wies er mit der Hand nach dem Wagen, der mit einer Plane bedeckt hinter der Hütte stand.

„Großmutter wollte schlafen gehen! Aber ich habe sie gebeten, auf dich zu warten. Spute dich — und gib ihr nichts — es würde sie beleidigen von dir. Sie weiß, daß du stets gut gegen mich bist!"

Elemer nickte dankend. Als er näher an den Wagen kam, sah er im Mondlicht eine Gestalt darauf sitzen. Es war eine Frau, die ins Leere blickte, während ein Schäferhund seinen Kopf an ihrem Kleide rieb.

„Kusch, Verbaß", sagte sie befehlend und drückte den Körper des Tieres leicht gegen sich. Der Hund gehorchte augenblicklich. Man sah nur noch das Weiße seiner Zähne, aber kein Knurren wurde mehr hörbar.

Elemer stieg beinahe ehrfürchtig die Stufen des Wagens zu ihr hinauf. Ohne seine Rechte zu erfassen, nickte ihm die Alte zu und zeigte auf die oberste Treppenstufe. Schweigend ließ er sich darauf nieder.

„Lange bist du ausgeblieben!" Es klang nicht ungehalten. Eher mahnend. Sie zog fröstelnd einen aus mehreren Fleckresten zusammengedrückten Schal um ihren hageren, ausgetrockneten Körper.

„Frierst du?" sagte Elemer. „Der Csikos soll dir morgen eine Decke bringen!"

Ihre Augen blickten zornig. „Willst du mich beschenken, noch ehe ich dir gedient habe?"

„Nein, Mutter Karin! — Aber was sollst du frieren, wenn du's warm haben kannst?"

„Du hast recht. — Es ist auch so, wie der Csikos, mein Enkel sagt: Du bist gut. — Aber die Linien deiner Hand sind es nicht!"

Sie sah aufmerksam auf die Verästelungen der schmalen, braunen Knabenhand, die in ihrem Schoße lag. Ihre Lippen wurden zu dünnen Strichen, ihre Augen sahen forschend von ihm hinweg zu den Sternen.

„Nirgends ist Lüge! Nicht hier, nicht dort! Seit Nächten sitze ich über dem Schicksal deines Lebens. Ich kann es deuten, wie ich will, es sind immer dieselben Wege."

„Schlechte Wege, Karin?"

„Schlechte Wege? — Was verstehst du darunter? — Wenig Sonne! — und Schatten — nichts als Schatten, dann hast du recht!"

„Wenn dich die Sterne trügen, Mutter Karin?"

Sie lachte auf. „Sie trügen nicht! Du kannst dich darauf verlassen."

„Hexenwerk soll's sein, wenn man darin lesen will!"

Sie lachte wieder. „Wer sagt dir das? — Ein neunmal Weiser! — Den schick mir und ich will's ihm lehren, was darin geschrieben steht!" Ihre Stimme wurde scharf und hell. „Glaubst du, der Schöpfer hat aus Kurzweil ihre Bahn gezeichnet und ihre Form und ihre Kreise? Zum Sonntagsvergnügen wohl für sich! — Die Dummen werden niemals alle. Und das ist gut! Wenn jeder Zweite in den Sternen lesen wollte, müßte jeder Dritte sich erschießen."

„Karin, erklär mir's. Wie macht man es?"

Sie fuhr über sein Haar und dann über sein Gesicht, ohne ihn dabei anzusehen. „Beschwer dich nicht damit, Elemer. Viel Wissen bringt nur Leid."

„Sag Karin!" Der Junge rückte enger gegen sie.

Sie schob ihn nicht von sich. „Sieh, Elemer!" Sie nahm seine beiden, lebenswarmen Hände zwischen ihre kalten, knochigen und umschloß sie krampfhaft. „Jede Blume, jeder Baum, jeder Strauch, jede Frucht hat einen Zweck. Und die Sterne sollen keinen haben? Sollten da oben stehen, nur damit sie leuchten? Und wenn, wozu das Vielerlei der Form? Zu was? Damit der Mensch sie deute! Sein Geschick aus ihnen lese, wie der Schöpfer es ihm vorgezeichnet hat, als in einer Liebesstunde ein Mann und ein Weib den Keim zu seinem Leben legten!"

Elmer fröstelte. „Ist es überhaupt der Mühe wert, daß man sein Leben lebt, Karin?"

„Ja! Jedes Leben ist wert, gelebt zu werden! Und wäre es ein Nichts, es steht eine Nummer dahinter. Meine Augen sehen das Etwas, das nach dem Ende kommt. Es ist so schön, daß alles andere vor ihm aufgewogen wird. — Gib mir deine Hand noch einmal, Elemer!"

Er legte ihr die Rechte in den Schoß, mit dem Handteller nach oben. Die Alte bog sich darauf herab, daß ihre Augen sie beinahe berührten. Dann hob sie unvermittelt den Kopf und sah ins Leere. In ihren Zügen war nichts mehr zu lesen.

Elemer sah fragend zu ihr auf. „Willst du mir nicht Näheres sagen? — Was liegt in meinem Leben, Karin?"

Keine Antwort.

„Karin!" drängte er bettelnd.

Abweisend sah sie ihn an und schob seine Hand achtlos von sich. „Armer Elemer! — Es ist besser, du weißt es nicht!"

„Was soll ich denn nicht wissen, Karin? — Sag mir's!"

Sie schwieg.

„Karin!" bat er von neuem und legte den Kopf an ihre Hüften.

„Geh jetzt, Elemer und trag's, wie es kommt! Du kannst dich dagegen stemmen, wie du willst, es hilft dir nichts. Was in den Sternen und deiner Hand geschrieben steht, das bleibt!"

Er sprang auf, daß sie zusammenschrak, und setzte die Stufen hinab. Unweit des Wagens warf er sich in das knisternde Gras, wühlte die Hände in die harte, rissige Erde und preßte das Gesicht hinein.

Mit stierem Auge sah die Alte seinem Tun zu. Und wenn sie ihr Leben gab, sie konnte die Wege des seinen nicht ändern. Es mußte jeder tragen, was ihm bestimmt war.

Zwei Arme legten sich um Elemers schlanken Knabenkörper, ein erregter Atem ging über sein Haar, ein Körper drückte sich eng gegen den seinen.

„Elemer!" —

Der Junge rührte sich nicht.

„Elemer!" —

„Laß mich, Csikos!"

Tränen und Zorn klangen in der Stimme mit.

„Sei nicht bös, ich will dir nur etwas sagen!"

„Ich will nichts wissen mehr!"

„Gar nichts?"

„Nein!"

Elemer warf sich herum und fuhr mit dem Ärmel seines Rockes über beide Augen. Sieh nach deinen Pferden, — ich will allein sein!"

„Wenn du mich einmal brauchen solltest, Elemer."

„Dich brauchen —?" Es kam stolz, abweisend. „Wozu?"

„Man weiß nicht, wie es kommt im Leben — du bist der Herr, und ich der Knecht — ich weiß es schon —"

„Ich hab's nicht so gemeint, Csikos — gewiß nicht!" Zwei Knabenhände hielten den Roßhirten an der Joppe fest. „Hol morgen eine Decke für deine Großmutter — ich hab's ihr versprochen, damit sie nicht mehr friert — und für die Naja hab ich eine Flasche Wein — und — und jetzt kannst du mir meinetwegen auch noch mitteilen, was du mir vorhin sagen wolltest!"

„Daß du immer auf mich zählen kannst, Elemer! — Und daß ich dir's nie vergesse, was du alles für mich getan hast!"

Elemer zuckte die Achseln. „Was du aus allem für ein Wesen machst, wo's gar nicht der Mühe wert tut, darüber zu reden!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Küster vor Gericht.

Eine Humoreske aus der guten alten Zeit
von Conrad Henke.

Der Dünkelsbühler Gerichtsauditor jener Zeit war schwerhörig, ja fast taub. Doch das hinderte damals noch nicht an der Ausübung des Amtes. Es genügte, daß er so tat, als verstünde er alles, wenn er zu Gericht saß.

Als also der Angeklagte Peter Meier, Küster in Dünkelsbühl, der mit seinem Richter die Schwerhörigkeit teilte, hereingeführt wurde, blätterte der Herr Auditor gerade höchst offiziell in den Akten herum, warf dann den Kopf zurück und schloß zu drei Viertel die Augen, offenbar um sich sogleich die richtige Würde und das Ansehen überirdischer Unparteilichkeit zu geben. In solchen Augenblicken hätte man sagen können, der Herr Auditor sei taub und blind zugleich. — Das Verhör begann: „Ihr Name?" fragte der Auditor.

Der Angeklagte, der offenbar nichts gehört hatte, starrte dem Auditor groß in die Augen und schwieg. Der schwerhörige Richter aber glaubte, der Angeklagte könne geantwortet haben, wie sonst die Angeklagten alle zu antworten pflegten, und fuhr fort: „Gut. Ihr Alter dann?"

Der Angeklagte gab auch jetzt keine Antwort. Wieder wartete der Richter die übliche Sekundenzahl ab und fuhr dann erneut fort: „Gut, jetzt Ihr Stand und Gewerbe?"

Gleiches Schweigen des Angeklagten schien die Antwort. Nur im Saale, wo die Zuschauer saßen, begann ein Flüstern, ein Hin- und Herschauen; von irgendwoher kam ein heimliches Kichern.

„Gut, genügt!" sagte der unerschütterliche Beamte, da er glaubte, der Angeklagte habe seine dritte Antwort beendet, und fuhr fort: „Sie stehen also hier wegen einer Anklage auf nächtliche Ruhestörung und wegen Widersetzlichkeit gegenüber der gegen Sie einschreitenden Polizei. Ich frage Sie nun, haben Sie hierauf etwas zu Ihrer Rechtfertigung zu erwidern?"

Nun setzte eine etwas länger bemessene Pause ein, nach der sich der Herr Auditor ein wenig zu dem Schreiber zurückbog und ihn fragte: „Haben Sie das alles ins Protokoll aufgenommen, was der Angeklagte soeben vorbrachte?"

Eine derartige Lachsalve aus dem Saale war die Antwort, daß sogar die beiden Schwerhörigen aufmerkten. Der Angeklagte wandte sich mit verächtlicher Miene den Lachern zu, um ihnen zu zeigen, wie wenig ihn das alles berühre. Der Auditor glaubte, das Lachen sei auf eine unparlamentarische Äußerung des Angeklagten hin erfolgt. Er wandte sich deshalb voll Entrüstung gegen den Armen und fuhr ihn an:

„Für eine solche Antwort hätten Sie schon allein einen Tag Haft verdient. Wissen Sie nicht, mit wem Sie reden?"

Die Frage war wenig geeignet, das schallende Gelächter zu dämpfen. Im Gegenteil. Nun verzogen auch die Türdiener und der Schreiber heimlich die Lippen zu einem verstohlenen Schmunzeln. Nur der Angeklagte blieb todernst, aus dem einfachen Grunde, weil er ja nichts von all dem verstand, was sich da um ihn ereignete. Der Auditor verlor nach und nach seine Haltung. Erregung und Grimm malten sich auf seinem Gesichte, als er nun fortfuhr: „Also Sie erlauben sich Ausfälle gegenüber dem Gerichte von Dünkelsbühl? Wissen Sie, vor wem Sie stehen? Ich bin Gerichtsauditor und Vertreter des Gesetzes. Was glauben Sie denn eigentlich? Ich . . . ich werde Sie . . ."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, und herein trat der Amtsrichter von Dünkelsbühl in höchsteigener Person. Der Auditor sprang auf, wandte sich erregt zu seinem Vorgesetzten und rief diesem im gleichen Tone der Erregung entgegen: „Herr Amtsrichter, ich beantrage wegen grober Beleidigung des Gerichts drei Tage Haft gegen den Angeklagten Peter Meier."

Der Herr Amtsrichter zog die Stirn in mächtige Falten und blickte den Angeklagten so finster und gebieterisch an, daß dieser unbedingt annehmen mußte, er werde nun verhört. Dann fragte der Gewaltige: „Welches ist also Ihr Deliktum, Angeklagter?"

„Peter Meier", gab dieser mit tonloser, belegter Stimme zur Antwort. Das schallende Gelächter brach von neuem los.

Der Amtsrichter wurde rot vor Zorn. „Was, Sie wollen mich ebenfalls beleidigen?" rief er erregt aus.

„Küster von Dünkelsbühl", gab der Angeklagte zurück.

„Küster Meier!" fuhr der Amtsrichter auf. „Ich werde Sie lehren, was es heißt, in Ihrer Situation das Gericht zu beleidigen. Ich bestrafe Sie mit zehn Tagen Haft."

„Wie alt ich bin?" fragte der arme Küster unschuldig.

„Zu Ostern wurde ich 37 Jahre."

Das war zu viel. Der Amtsrichter schäumte, je mehr die Heiterkeit im Saale stieg. „Also, Sie fahren fort, das Gericht zu verhöhnen?" stieß er hervor. „Ich verschärfe Ihre Strafe auf vierzehn Tage Haft."

„Glänzend!" rief es von irgendwoher in den Saal hinein.

Der Herr Amtsrichter, der eben auf die Akten gesehen hatte, fuhr wie von einer Tarantel gestochen hoch, wandte sich blitzschnell zu dem Angeklagten und rief: „Ich glaube, der Mensch hat noch obendrein „glänzend" gesagt — zehn Taler Strafe dazu."

In wenigen Minuten stand das Urteil fest. Der Protokollführer reichte es dem Amtsrichter hin; dieser setzte sein Siegel darunter und entfernte sich, vielleicht um in einem der Nebensäle einer Parallelsitzung beizuwohnen. Sein Gesicht wetterleuchtete, als hätte er am liebsten das ganze Gefängnis von Dünkelsbühl übervölkert. Verständnislos und gleichgültig sah der Angeklagte ihn verschwinden.

In dem Augenblick, als der Auditor das Urteil verlas, glaubte der Schreiber ein Wort für den armen Küster einlegen zu müssen. Also neigte er sich möglichst unauffällig zu dem Herrn Auditor hinüber und sagte ihm — für die andern kaum vernehmlich — ins Ohr, mit einer Geste auf den gänzlich verschüchterten Angeklagten: „Herr Auditor, der Mensch ist ja schwerhörig."

„So, so, also auch noch", fuhr der Auditor auf. „das wußte ich nicht. Also statt vierzehn Tage siebzehn Tage Haft und fünfzehn Taler Geldstrafe." Sprach's und unterzeichnete auch schon das verschärfte Urteil. Die Sitzung war zu Ende.

Der Lehrer.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Um 10 Uhr hatte seine letzte Unterrichtsstunde begonnen. Es war nicht viel mehr daraus geworden; die Kinder fühlten, wie schwer ihm heute alles fiel. Dann waren Pfarrer und Gemeindevorsteher gekommen; die Kinder hatten gesungen, die Kollegen ihm die Hand gegeben. Er war nun außer Dienst oder im Ruhestande, wie man wollte.

Er saß noch immer in seinem alten, gelb angestrichenen Pult, die Hände auf dem schwarzen Deckel gefaltet. Eigentlich hätte er ja auch in seine Wohnung gehen können, wo die alte Haushälterin gewiß schon mit dem Essen auf ihn wartete. Doch drängte ihn nichts. Der Pfarrer hatte schön gesprochen, auch daran erinnert, daß fast die ganze Gemeinde zu seinen Füßen gesessen, an den frühen Tod von Frau und Kind leise gerührt. Er hatte seinen Dienst in der Kirche und in der Gemeinde gepriesen und dem Ortsvorsteher ein gutes Stück seiner sorgfältig vorbereiteten Rede weggenommen. Der hatte schließlich nicht mehr gewußt, als den vom Dorf geschenkten Rohrsessel mit einigen mühsamen Worten zu überreichen.

Die Sonne kam ins Zimmer und fing sich in seinem grauen, immer noch vollen Haar. Der Spruch an der gegenüber liegenden Wand leuchtete auf: „Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell." Das Wort aus dem Cid stand seltsam in der niedersächsischen Dorfschule, wenn es auch im fremden Boden seinen Sinn keineswegs veränderte.

Er erhob sich und schloß wie jeden Mittag Kreide und Schwamm ein, sah dann noch einmal den Lehrbericht durch und packte Federhalter und Bleistift ebenfalls mit ein. Ein Kind hatte seine Butterbrotsdose vergessen. Er stellte sie, damit sie sogleich ins Auge fiel, vorn auf die Kante des Schranks mit den farbigen Anschauungsbildern.

Nun stand nur noch seine Geige dort. Sie war sein Eigentum. Er besaß sie schon vom Seminar her, und seine

Eltern hatten sie einem verarmten Musiker abgekauft, der sich nur schwer von ihr getrennt hatte. Eine Zeitlang hatte er ihm noch Unterricht gegeben, und er hatte in den wenigen Wochen mehr gelernt, als später in den drei Jahren beruflicher Ausbildung. Monatelang hatte er sich, von seinem Lehrer immer von neuem angefacht, mit dem Gedanken getragen, ganz Musiker zu werden, bis dann die Aussicht auf das sichere Brot, von dem ihm die Eltern fast täglich gesprochen, den Ausschlag gab.

Liebevoll strich er über das dunkelrote, schon beim Anfassen geheimnisvoll klingende Holz. Die Geige hatte auch so ihr Werk getan; seine Kinder verstanden zu singen, woran auch die auf alle möglichen neuen Methoden eingestellten Schulräte nicht vorbei konnten.

Er hob das Instrument aus dem Kasten und rieb fast unbewußt den Bogen mit dem gelben Harz ein. Dann drückte er die Geige ans Kinn und spielte. Choräle, alte, halb begrabene Volkslieder, wie er sie hundertmal in sechsunddreißig Dienstjahren eingeübt. Dann aber floß ganz von unten herauf ein Strom, den er lange eingedämmt hatte. Hoffen und Sehnen frühester Jugendjahre lag darin. Seine strahlende Ehe wurde wach. Er saß am abendlichen Fenster und spielte seinem Weibe vor, und der Junge in seinem Bettchen lauschte verzückt und wähnte den Himmel weit aufgetan. Seine Geige weinte um Gräber und ausgebrannte Feste, um Traum und verlorene Erfüllung. Die Seele seines Lehrers schwang heimatlos wie ein verflogener Vogel mit. Er stand im Konzertsaal und auf menschenfremder Berghöhe, er schritt durch seinen holunderglühen Garten und durch den reifen Glanz der breiten Gerstenfelder, und der Wald gab dunkle Antwort.

Die Magd kam. Erschöpft hielt er inne. Dann barg er behutsam das Instrument im Kasten.

Die Sonne durchströmte ganz das Zimmer. Der alte Spruch leuchtete auf. Er sah vor sich den Helden des unsterblichen spanischen Gedichts, wie man ihn müde vom Roß hob und er einging in die Kammern ewigen Schweigens, einsam, alt und bezwungen, doch voll der Ernten edel erfüllter Pflicht.

Außergewöhnlich starke Menschen.

Menschen von herkulischer Kraft, in Rom, Griechenland, in Deutschland und Frankreich. — Frauen mit Riesenkräften.

Im allgemeinen wird angenommen, daß die Menschheit sich in bezug auf ihre körperliche Größe, ihren Umfang und ihre Kraft auf einer absteigenden Linie bewege, und daß in früheren Zeiten die Menschen kräftiger und stärker gewesen seien. Es ist allerdings zu bedenken, daß früher nicht allein die Lebensweise im allgemeinen viel einfacher und natürlicher war und viele erschlaffende Genußmittel unbekannt waren, und daß auch die Steigerung der Körperkraft das Ziel war, worauf ein großer Teil der Erziehung der Jugend gerichtet war, während in unsrer Zeit bisher mehr Gewicht auf die geistige Entwicklung gelegt wurde. Unter diesen Umständen ist es zu begreifen, wenn in einzelnen Fällen, begünstigt durch besonderes Zusammenwirken von Abstammung und Ausbildung, Menschen von staunenswerter Kraft bekannt sind, die an die Kraft eines Herkules erinnern.

Insbesondere erzählt uns die Geschichte der Römer und Griechen von solchen Beispielen. So wird von dem griechischen Athleten Milo aus Kroton, der 520 v. Chr. lebte, berichtet, daß er bei den Olympischen Spielen einen vierjährigen Stier mit der geballten Faust zu Boden schlug und dann auf seinen Schultern durch die Rennbahn trug. Als Ringer galt er für unüberwindlich. Sein Ende war jedoch sehr tragisch. Als er einen Baumstamm, den zu spalten man sich vergeblich bemühte, auseinanderreißen wollte, klemmte er seine Hände in den Spalt des Holzes, und in dieser Lage wurde er von wilden Tieren angegriffen und zerrissen. Zur Zeit des römischen Kaisers Aurelianus ließ sich in Rom ein gewisser Firmus aus Selencia bewundern, der sich, rückwärts auf Hände und Füße gestützt, einen Amboß auf die Brust setzen ließ, auf den dann mit Hämmern geschlagen wurde. Unter den Kaisern Nero und Domitianus wurde die Athletik in Rom zum Beruf, der nicht allein große Ausdauer, sondern auch eine besondere Lebensweise erforderte.

Aus der germanischen Geschichte wird von gewaltig kräftigen Gestalten erzählt. Wenn man die Sagen auch ihrer dichterischen Anhängsel entkleidet, berichten uns dieselben doch in den Nibelungen, Amelungen und Hegelingen, daß es unter unseren Vorfahren an Männern von besonderer Körperkraft, idealem und ritterlichem Sinn nicht gefehlt hat. Gestalten wie Siegfried und Dietrich von Bern waren solche Vorbilder. Auch das Mittelalter ist reich an ungewöhnlich starken Männern. So wird von Kaiser Konrad III. berichtet, daß er bei der Belagerung von Damaskus mit einem einzigen Schwertschlag einem Sarazenen Haupt, Schulter, Arm und einen Teil des Körpers abschlug. Bei solchem „Streich" mit dem Schwert stelle man sich einmal die schwere Waffenrüstung eines Ritters und das lange, breite Schwert, das meist mit beiden Händen geführt werden mußte, vor.

Im Schlosse zu München wird heute noch, an einer Kette hängend, ein 340 Pfund schwerer Stein gezeigt, den Herzog Christoph von Bayern im Alter von 41 Jahren vom Boden aufhob und weit fortwarf. Eine besonders herkulische Kraft war der Ritter Dyonis Kleist in Kolbatz in Pommern, der zur Zeit des Kaisers Rudolf II. lebte. Er brach ein Hufeisen mitten entzwei und zermalmte Kirschsteine in seiner Hand. Einst ersuchte er den Herzog Johann Friedrich von Pommern vor dem Schlafengehen um ein Glas Bier. Dieser bedeutete ihm: „Nimm Er nur eins." Sofort begab sich Kleist in den Keller, und holte drei Fässer Bier, in jeder Hand beim Spund ein Faß und unter jedem Arme noch ein halbes Faß haltend.

Bekannt ist Andreas Eberhard Rauber, ein Günstling und Ratgeber Kaiser Maximilians II., wegen seines langen Bartes, der bis zum Boden reichte; nicht weniger auffallend war er durch seine riesenhafte Körperkraft. Bei einer Fechtpartie um ein Mädchen hatte er im Handumdrehen seinen Konkurrenten, einen spanischen Ritter, besiegt, worauf er ihn einfach in einen großen Sack steckte und wegtrug.

Im Jahre 1459 ritt bei einem Lanzenstechen in Augsburg ein deutscher Ritter, Maximilian Walter, mit einer Lanze, die, nach einem damaligen Chronisten, nur durch zwei Knappen getragen werden konnte. Maximilian ließ auf der Lanzenspitze einen Jungen von 14 Jahren sitzen, und ritt so, die Lanze mit einer Hand haltend, über den Markt hin und zurück.

Einer der größten Künstler aller Zeiten, Leonardo da Vinci, war fast so stark wie vier normale Männer. Er bog einen Eisenstab, als ob er von Blei wäre. Ein Franzose, Louis de Bonfleurs, der im 16. Jahrhundert lebte, brach ohne Mühe Hufeisen mitten durch und zog einen Stier beim Schwanze, wohin er wollte. Ein ausgewachsenes Pferd hob er mit beiden Armen hoch. Außerdem lief er so schnell, daß er das beste spanische Rennpferd auf eine ansehnliche Strecke einhielt. Ein anderer Franzose, Barhabas, Präfekt der Leibwache Ludwig XIV., hatte solche Kraft in den Knien, daß, wenn er beim Reiten mit aller Kraft gegen die Seiten des Pferdes drückte, er dem Tier die Rippen brach. Einst nahm er bei einer Mahlzeit einen weingefüllten, silbernen Pokal zwischen die Finger und drückte ihn so platt, daß auch nicht ein Tropfen Wein dazwischen blieb.

Die Geschichte erzählt auch von außerordentlicher Körperkraft bei Frauen. Elisabeth von Pommern, die Gemahlin Kaiser Karls IV., brach eiserne Stangen entzwei, und einen Harnisch drückte sie auseinander, wie wenn es Leinen wäre. Mit Cimburga, Gemahlin des Herzogs Ernst des Eisernen von Österreich, durfte kein Ritter jener Zeit kämpfen; sie bezwang sie alle. Doch muß man sagen, daß solche herkulische Angehörige des „schwachen Geschlechts" abnorm sind, während dieselbe Eigenschaft bei ein[illegible]ne Bewunderung hervorruft.

Lustige Rundschau

* **Versuch.** „Aber Lieschen, was hast du denn gemacht, du hast dich wohl auf ein Ei gesetzt?" — „Ja, Mama, der Fritz hat gesagt, setz' dich mal drauf, vielleicht kommt ein Huhn heraus."

*

* **Die Kleinigkeit.** Sagen Sie einmal, Herr Ober, was ist denn das für eine Portion? Soll das etwa ein Schnitzel vorstellen? So etwas Kleines ist mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen!" — „Aber Herr Registrator, regen Sie sich doch nicht auf! Wegen so einer Kleinigkeit —" — „Ich soll mich nicht aufregen? Aber gerade! Jede Kleinigkeit regt mich auf!"

*

* **Die Ursache.** In New Orleans sieht ein Herr einen Negerbuben an einer Straßenecke, der eifrig bemüht ist, eine Melone, die beinahe so groß ist wie er selbst, zu verzehren. — „Zu große Melone, was?" fragt er freundlich. — „No, Sir, nicht genug Neger . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.